

Die lieben Nachbarn

Autor(en): **Alken**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **7 (1932)**

Heft 4

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-100712>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die lieben Nachbarn

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, mit Menschen zu sprechen, die an sich anständig und friedliebend sind, die sich in ihrer alten Wohnung niemals mehr als unbedingt nötig um ihre Nachbarn bekümmerten; die aber mit einem Schläge verwandelt wurden, als sie in eine Siedlung zogen. Es wurde aus dem Grosstädter ein richtiger Kleinstadtbewohner, der aber nicht im guten Sinne teil hat an dem Ergehen seiner Nachbarn, sondern der lebt und stirbt für den Klatsch und Tratsch. Woher kommt nun solch andere Einstellung?

Wer draussen in einer Siedlung wohnt, der also gewissermassen abgeschlossen ist vom Lärm und vom Verkehr der Grosstadt, wer durch die Bequemlichkeit des neuen Heims weniger zu tun hat, der wird manchmal leider nicht die Zeit wirklich nutzbringend oder ruhend ausnützen, sondern er wird sich bekümmern um seine Nachbarschaft, die dann durchaus nicht immer erfreut sein wird über solche Beobachtung.

Weshalb aber muss dieses Bekümmern stets nach der negativen Seite hin erfolgen? Sollte es nicht möglich sein, in Frieden zu leben mit dem Nachbar, der auch friedlich gesinnt ist, wenn man ihn nur in Ruhe lässt? Vor einiger Zeit kamen Leute zu mir, die ich lange genug kenne um zu wissen, dass eine Wandlung mit diesen an sich gutartigen Menschen vorgegangen war, die bewusst niemals Böses ihrem Nachbar zufügen würden, Menschen, die es gar nicht verstehen könnten, wenn man ihnen sagte, dass an dem Aergerniss, über das sie klagten, sie selber zum mindesten mitschuldig sind.

Und was war denn passiert? Die Enten des Nachbarn hatten sich erfreut, dreist und unbescheiden, wie Enten nun mal sind, über den frisch gesäten Erbsenacker zu gehen und darauf den sauber gescheuerten Vorplatz zu beschmutzen. Solche Frechheit, solche Unverschämtheit — ach, mir dröhete der Kopf vor lauter «heiten» — und das alles wegen der unglücklichen Enten, die doch nicht wussten, dass die Erbsen nicht für sie bestimmt waren und die man vielleicht einmal nicht ganz sorgfältig verwahrt hatte, worauf sie prompt, genau wie der Mensch, der allzu unerwartete Freiheit nicht vertägt und dann leicht das Gegenteil von dem macht, was er tun sollte, sich töricht benahmen.

Und bei der Besprechung dieses Falles, der in gütlicher Aussprache sicherlich bald in Wohlgefallen aufzulösen gewesen wäre, bei dieser «Aussprache», die das schreckliche Ereignis in tausend Stücke zerflückte und die besser unterblieben wäre, wurde der Fall immer und immer wieder auf- und zugerollt und die ganze Siedlung zerfiel in zwei Lager, die sich heftig befehdeten und — beschimpften. War das nun alles nötig?

Ich weiss ganz genau, dass, wenn man eben ein Beet mit Mühe und Plage sauber gesät und fertiggemacht hat, wenn man sich eben noch ruhevoll auf den Spaten gestützt hat und sich befriedigt sein Werk betrachtet, man nicht sofort wieder anfangen will und sich schon regelrecht ärgern kann, wenn dumme, unverständige Tiere alles zerstören. Aber — darf man dann ebenso unvernünftig sein wie die Enten? Darf man dann noch mehr zerstören, wie es die Tiere taten? Nützt es etwas, dann zu schimpfen und zu schreien, wäre es nicht besser, zu dem Besitzer der Tiere zu gehen und ihm zu sagen: Du hast nun mal den Fehler begangen, die Tiere nicht fest genug einzusperrn, du musst mir den Schaden ersetzen — und ich bin sicher, dass dann alles friedlich abgegangen wäre. Aber nein! Erst schreit man so lange, bis Beleidigungen fallen und dann, wenn das Unglück geschehen ist, verzankt man sich mehr und mehr.

Man vergisst bei solchen «Ereignissen» vollkommen, dass man selber gewiss auch schon einmal etwas getan hat, was nach der Hausordnung nicht hätte getan werden sollen und was anderen Schaden brachte. Haben wir dann sofort diesen Schaden anerkannt, oder, oder — dauerte es erst ein bisschen ehe wir zugaben, der Schuldige zu sein?

Und wäre es nicht empfehlenswert, sich immer erst ein wenig zu beruhigen, ehe man sich austobt vor Jung und Alt? Der sanftmütigste Mensch wird rasend, wenn dann noch je-

mand sich einstellt — und er findet sich leider immer — der, anstatt zu beruhigen, noch hetzt. Und dann geht es ans «Auspacken»!

Wehe dem unglücklichen Siedler, der vor 30 Jahren eine entfernte Verwandte hatte, die sich etwas hatte zuschulden kommen lassen. Wehe ihm! Diese Verwandte, der Schandfleck der Familie, wird sicher und ganz gewiss aus der Versenkung gezogen, wenn die Enten unrechtmässigerweise sich an Erbsen gütlich taten! Und wenn man derartige Dinge hören muss und bedenkt, wie glücklich diese Leute in der Siedlung beieinander hausen könnten, dann möchte man sich immer hinstellen und ihnen zurufen, wie der Prediger in der Wüste: Macht euch doch das Leben nicht noch schwerer, als es heutzutage für jeden von uns schon ist, seid doch einsichtig genug, nicht sofort bei jedem Unfall eine böse Absicht zu vermuten, und erkennt doch an, dass es töricht ist, sich schwere Stunden unnötig aufzuerlegen, wenn das Schicksal schon genug davon für jeden Einzelnen bereit hält. Macht doch Augen und Ohren zu und namentlich auch manchmal den Mund — dann wird sich manche peinliche Affäre leichter erledigen lassen. Mischt euch nicht in Kinderstreit, verhaut euch selbst eure Kinder, denn das Karlehen hat auch manchmal seine Mucken, und nicht nur des Nachbars Fritz ist immerfort das Karnickel.

Gerade den Frauen sollte man auch anempfehlen, nicht alle unangenehmen Dinge brühwarm den armen Ehegatten aufzutischen, wenn sie müde und abgespannt heimkommen. Lieber etwas anderes auftischen und das Unangenehme, wenn es überhaupt schon erzählt werden muss (besser ist es oft, es herunterzuschlucken), erst dann zu berichten, wenn der Mann seine Plage, seine Sorgen des Tages, seinen Hunger hat abklingen lassen.

Den Frauen ist in der Siedlung die hehre Aufgabe gestellt, versöhnend und ausgleichend zu wirken, es wird ihre Spezialaufgabe sein, das Gute und Bequeme, das ihnen die Siedlung bietet, nicht zerstören zu lassen durch Kleinigkeiten, die den Atem nicht wert sind, den man daran vergeudet

Dachgarten und Plätzchen am Hause sollten wirklich von keiner Siedlungsfrau dort benutzt werden, sich über die Mitmenschen den Mund zu zerreißen, ach, freuen wir uns doch an dem Guten, dem Schönen, an dem herrlichen Blumenflor, an der frischen Luft, an all den Dingen, die wir erträumt haben und nun besitzen und überlassen wir es einer anderen Frau, sich Kopf und Zunge zu zerbrechen in der ungestillten Sehnsucht, zu erfahren, woher Lieschen Müller schon wieder einen Hut hat, der noch schöner ist, als der letzte war.

Siedlungsmenschen müssen sich als Kameraden fühlen, Kameraden, die, wenn sie sich in schweren Stunden nicht verlassen, auch das Recht haben, die guten miteinander zu feiern. Siedler müssen Verständnis für einander aufbringen, sie müssen sich auch freuen können, wenn es heute dem einen besser geht wie dem anderen. Es gehen ja gute und schlechte Stunden an niemandem vorüber — es kommt für jeden auch einmal etwas Angenehmes, und das ihm zu gönnen, von Herzen sogar, ist auch ein Zeichen von Kameradschaft, ohne die man nicht im Leben und erst recht nicht in einer Siedlung auskommen kann.

Und hat man wirklich einsehen müssen, dass der Beste, der man natürlich immer selber ist, nicht in Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt, so schweige man fein still und spreche die Sache nur mit dem dazu Berufenen. Dem Obmann der Siedler, dem Vertreter oder Bevollmächtigten der Siedlungsgesellschaft — die können schon ihre Leute und schätzen mehr denjenigen, der nicht durch sogenannte Selbsthilfe den Karren noch tiefer in den Schmutz schiebt, wie er schon hineingeschoben ist.

Siedlung kann ein Paradies werden — erlauben wir nicht, dass wir selbst es uns zur Hölle machen dürfen!

Frau Stadtrat Alken

in «Die Siedlung»